

Klaus Harpprecht

Die schleichende Gleichschaltung

Zur Lage der Medien



Es ist wohl so: Wir, die Mitglieder der Journaille, dienen dem schrecklichsten und dem schönsten Beruf der Welt. Nur: Die Schrecken drohen die Überhand zu gewinnen. Sie sind, wenn nicht vieles täuscht, im Begriff, eine der mächtigsten Bastionen journalistischer Unabhängigkeit zu besetzen: das WALLSTREET JOURNAL, das bisher als eine unangreifbare Festung galt, solide im DOW JONES-Konzern verankert. Nach gängigem Urteil ein konservatives Blatt mit Meinungsseiten, die in den vergangenen Jahren ein wahrer Turnierplatz der *Neo-Cons* waren. Der sehr viel

breitere allgemeine Teil aber – von den Entwicklungen der Finanzmärkte, der Wirtschaft, der Politik, in bescheidener Weise auch der Kultur berichtend – war von den *opinion pages* strikt getrennt, einer eigenen Chefredaktion unterstellt, die auf strikte Distanz zu den Leitartikel- und Glossenschreibern hielt. Einer der legendären Chefs sagte dem Autor dieser Zeilen mit ironischer Übertreibung, wenn es nach ihm ginge, dann würde er seinen Redakteuren und Korrespondenten glattweg verbieten, die Meinungsseiten auch nur zu lesen.

Nun hat es der Medienzar Rupert Murdoch zuwege gebracht, sich des Blattes mit dem stolzen Kaufpreis von fünf Mrd. DOLLAR zu bemächtigen. Dieter von Holtzbrinck, der den Kleinkonzern des Vaters mit ruhiger Hand zu einem mittleren Imperium entwickelte, zog sich aus dem Aufsichtsrat zurück: mit einem offenen Brief, der seine Sorge um die journalistische Unabhängigkeit des Blattes signalisierte. Murdochs *News Corporation* hat in der Tat jeden Widerstand gegen den Krieg im Irak niederzuwalzen versucht. Der australische *Tycoon* stellte seine Medien vorbehaltlos in den Dienst einer fatalen Strategie und vor allem einer brutal auf Gewinnmaximierung gedrillten Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Der besonnene Dieter von Holtzbrinck hätte von einer Gleichschaltung der Medien reden können – umso schlimmer, dass der Prozess freiwillig vollzogen wird, von nichts anderem als der Dynamik eines entfes-

selten Primitivkapitalismus getrieben, auch in Europa. Der Großmanipulator Murdoch zeigte nicht die geringste Hemmung, die Londoner TIMES in ein Spießerbblatt mit Schlagseite zum Boulevard zu verwandeln. Damit ist die Substanz einer der wichtigsten Zeitungen in der Geschichte der Publizistik ruiniert – und Großbritannien, einst das Paradies einer demokratischen Presse, wurde zur Schutthalde der Vulgarität, der Bösartigkeit, der kollektiven Vorurteile und der Obszönität einer politischen und sozialen Pornografie, die weitaus gefährlicher ist als die sexuelle.

Im Vergleich mit den Produkten der *Murdoch*-Presse und ihrer Konkurrenz nehmen sich BILD, BILD AM SONNTAG und die BZ fast so bieder aus wie das Bistumsblatt. Allerdings war die Konzern-Leitung von SPRINGER gut beraten, die geplante französische Version der BILD-ZEITUNG rechtzeitig in den Orkus zu befördern: Die Pleite war absehbar. Die Kleinbürger Frankreichs fanden zwar die teutonischen Versionen des Vulgarismus stets auf eine bizarre Weise attraktiv, aber sie hätten ihre Kioske nur ungern von BILD überschwemmt gesehen.

Bei SPRINGER klirren die Millionen-Überschüsse in allen Kassen und auch das Ungemach des *par ordre de mufti* befohlenen Umzugs von BILD nach Berlin wird die Bilanz kaum ruinieren. Die Grundfrage nach den Zielen und Aufgaben des Konzerns, der doch nicht nur eine Geldmaschine sein soll – oder? – ist mit den schönsten Gewinnen nicht beantwortet. Warum zum Beispiel will es nicht gelingen, aus der WELT ein Blatt von haupt- oder gar weltstädtischem Anspruch zu machen?

Zwar gewann die Redaktion intellektuellen Elan, als Mathias Döpfner für eine kurze Frist die Chefredaktion übernommen hatte, aber dieser Aufschwung erwies sich als Intermezzo, und es ist noch nicht ausgemacht, dass der neue Chef Thomas Schmid das Niveau dauerhaft nach oben zu stemmen vermag, obwohl er mit bemerkenswerter Flexibilität neue Serien präsentiert und das Leserinteresse mit einem großzügigen Umbruch lockt. Die Redakteure, nun auch für die Graphik und ihre Techniken verantwortlich, würden sich allerdings lieber auf die Meisterung der eigentlich journalistischen Aufgaben konzentrieren. Es stand niemals ein guter Stern über der WELT, seit sie von den Briten an Axel Springer übergeben wurde. Auch die WELT AM SONNTAG, die gelegentlich kleine Gewinne abwarf, kann dem übermächtigen Schatten der Boulevard-Konkurrenz, die das große Geld ins Haus schafft, niemals völlig entkommen. Den Autoren und Redakteuren der seriösen Blätter des Hauses aber darf es nicht gleichgültig sein, wenn zum Beispiel die BILD-ZEITUNG in den deutsch-polnischen Spannungen die tief eingefressenen Ressentiments bis an die Grenze der Volksverhetzung anheizt ... Die Konzernführung mag ein ums andere Mal beteuern, dass ihr das Prinzip der redaktionellen Freiheit heilig ist (solange es die Geschäftslage nicht schädigt): Aber ist sie nicht zugleich verpflichtet, sich um ein Minimum des Respektes vor der politischen Verantwortung und den Grenzen des Geschmacks zu kümmern?

»Es stand niemals ein guter Stern über der WELT, seit sie von den Briten an Axel Springer übergeben wurde.«

Das Unbehagen am Zustand der deutschen Medien lässt sich nicht nur an der Härte der Konkurrenz, der übermächtigen Spargebote und

dem rapiden Verfall der sozialen Lage des Journalistenheeres ablesen. Die Zahl der arbeitslosen Kollegen wird auf acht- bis neuntausend geschätzt – bitter genug. Was schwerer wiegt: Wie viele unserer Professionsgenossen sind gezwungen, unter ihren geistigen Verhältnissen zu schreiben, zu recherchieren, zu redigieren! Das gilt zumal für die sogenannten »Freien«, in Wahrheit Knechte der Zeilen- oder Minuten-Honorare, oft zu einer Devotion gegenüber den Brotgebern gezwungen, die unserem Gewerbe nicht angemessen ist.

Die fatale Dynamik des Meutenjournalismus

Vor der Realität des Berufes fällt es schwer, von der »Vierten Gewalt« zu sprechen, die uns zwar keine Verfassung zuschreibt und ohne die dennoch unsere Demokratie undenkbar wäre: die Staats-, nein, die Lebensform des freien Wortes, des gedruckten, des gesprochenen, des elektronisch vermittelten, mehr und mehr auch des freien Bildes, das die zeit-

»Das Medium des gedruckten Wortes wirkt heutzutage freilich wie eine ›sanfte Gewalt.«

genössische Menschheit tiefer prägt, als es uns Wort- und Schriftmenschen immer lieb ist. Der Begriff erkennt unserem Gewerbe eine gewisse Macht zu. Sie mag begrenzt sein – doch es liegt durchaus in ihrer Macht, Karrieren zu fördern oder auch aufzuhalten, Unrecht zu verhindern, zu korrigieren, freilich auch zu bewirken,

ja Existenzen zu schaffen oder zu vernichten und – auch das ist geschehen – Menschen zu retten oder in den Tod zu treiben.

Die Formel »Vierte Gewalt« ist jünger als gedacht: Sie wurde erst in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von dem österreichischen Rechtsphilosophen und Publizisten René Marcic geprägt – der dabei, wie zu hoffen ist, nicht die KRONENZEITUNG im Auge hatte und erst recht nicht BILD, die in Wahrheit keine Zeitungen sind, sondern gedruckte Moritaten-Shows, deren Zuschauer den Kirmes-Charakter der Blätter in der Regel sehr wohl durchschauen.

Die Macht der Medien hat sich in der Bundesrepublik durch die eklatante Niederlage der Exekutive gegen den SPIEGEL im Herbst 1962 ein für allemal etabliert. Von Augstein stammt die eher martialische Formel vom »Sturmgeschütz der Demokratie«, doch zugleich zog er sich gern zurück, wenn die Macht seines Magazins allzu unmittelbar mit dem Geschick von Menschen belastet wurde. Axel Springer hielt es nicht anders, wenn er mit den Exzessen seiner BILD-ZEITUNG konfrontiert wurde.

Das Medium des gedruckten Wortes wirkt heutzutage freilich fast wie eine »sanfte Gewalt«. Wer nach dem Wahlsieg von Nicolas Sarkozy den Ansturm der Kamera- und Mikro-Schwadronen am Fernsehschirm beobachtet hat, mochte diese geballte Aggression als eine Gewalt empfinden, die zum Fürchten ist. Man hätte sich um den energischen Winzling, dem die bulligen Leibwächter Schritt um Schritt den Weg bahnen mussten, wahrhaftig geängstigt, hätte er nicht triumphierend in die tausend Linsen gelächelt, nur zu sehr des Weltruhmes bewusst, der sich ihm durch das Getümmel offenbarte.

Zum anderen gewinnt der Meutenjournalismus durch die physische Massierung der Medienmacht eine fatale Dynamik, die kaum zu zügeln

ist, ohne der enthemmten Vierten Gewalt Grenzen aufzuzwingen, die den Grundsatz der Medien-Freiheit in Frage stellen. Die Mächtigen hüten ihre Geheimnisse – die Medienmenschen fordern Offenheit. Die Mächtigen möchten schweigen – die Medien wollen sie zum Reden bringen. Der Konflikt ist vermutlich nicht lösbar – gottlob, sollte man hinzufügen, denn unser Gemeinwesen würde unter den Scheinwerfern der totalen Öffentlichkeit rasch paralysiert sein. Zum anderen verurteilte eine konsequente Geheimpolitik jede Regung der Demokratie zu einem langsamen Tod durch Ersticken. Kompromisse sind unumgänglich. Auf den schlimmsten und faulsten muss mit dem Finger gezeigt werden, vor allem Richtung Berlin.

»Das Problem sind nicht die Parteijournalisten, zwielfichtig sind eher die »Nahesteher.«

Im Umgang mancher Politiker mit privilegierten Medienmenschen formte sich ein Phänomen, das man »Vertraulichkeitsjournalismus« oder auch »Anbiederungsjournalismus« nennen könnte. In die Praxis übersetzt: Die Mächtigen weihen ihre Favoriten aus der schreibenden oder der elektronischen Zunft zielgerichtet in diese und jene ihrer taktischen Spiele, ihrer strategischen Projekte, in die eigenen Kabalen und die der anderen ein, versehen sie mit *Insider*-Informationen und füttern sie mit den schwirrenden Gerüchten der Personaldebatten – *strictly off the record*, versteht sich, doch in der Gewissheit, dass die Indiskretionen im rechten Augenblick in den Nachrichten und Kommentaren präsentiert werden. Das ist die häufigste und vermutlich wirksamste Form der Bestechung.

Die Berliner Illusion von der größeren Nähe zum Volk

Als der Bundestag und die Bundesregierung nach Berlin übersiedelten, versicherte man uns treuherzig, die Politik und die Medien lebten in der großen Stadt näher am Volk, näher an den Realitäten als in der großen Kleinstadt Bonn am Rhein. Es hat sich bald erwiesen, dass dies eine Illusion war. In Wirklichkeit wurde die Bonner Glasglocke der selbstgenügsamen Partnerschaft von Politik und Journalismus nur einige hundert Kilometer von West nach Ost transportiert. Statt vom Italiener am Bonner Marktplatz bis zu Ria Ahlsen (seligen Andenkens) in Bad Godesberg stülpt sich die Glasglocke nun über die Fläche von der *Paris Bar* (oder dem Nachfolge-Treff) über das *Café Einstein* Unter den Linden, *Borchardts* in der Französischen Straße bis zum Prenzlauer Berg.

Das Problem sind nicht die Parteijournalisten, zwielfichtig sind eher die »Nahesteher«, die vor allem die höheren und mittleren Ränge der Redaktionen und Programmdirektionen der Öffentlich-Rechtlichen Fernseh- und Rundfunkanstalten besetzen, nach Schlüsselns ausgewählt. Aber gilt das nur fürs Fernsehen und Radio, bei denen die Dominanz der Parteien seit der Übernahme der Anstalten von den Alliierten ihre Existenz bestimmt: »Ausgewogenheit«, das Kennwort des chronischen Proporz, der kaum zu erschüttern, höchstens behutsam zu korrigieren ist?

Müssen zum anderen nicht viele der »unabhängigen« Zeitungen dem schillernden Phänomen zugerechnet werden, das man in lang vergangenen Zeiten »Tendenz-Journalismus« nannte? Wäre es denkbar, dass ein linksliberaler Kopf, sagen wir ein Intellektueller mit dem unangepassten

Charakter eines Cohn-Bendit in das Herausgeber-Gremium zum Beispiel der F.A.Z. berufen würde – und sei es nur dank der Einsicht, dass es nicht schaden könnte, wenn die Leserschaft von Zeit zu Zeit mit anregenden, womöglich anstößigen Überraschungen konfrontiert würde?

Nein, solche nonkonformistischen Abenteuer sind nicht denkbar, leider, obwohl sie der Gefahr einer inneren Gleichschaltung auf launige Weise den Weg verlegen würden. Sollte man in der Tat nicht in allen Redaktionen darüber reden, dass es ein Problem gibt: nämlich das der »inneren Pressefreiheit«, was nichts anderes meint als die Toleranz, die von den Schreibtischbesitzern in den Redaktionen ihren Mitarbeitern gewährt wird? Die Neigung zum Tritt nach unten scheint aber mit der Härte der Zeiten zu wachsen, ohne dass sich die redigierenden Damen und Herren allzu oft von der Erwägung aufhalten ließen, dass sie selber zu den Unteren gezählt werden könnten, wenn die Zeiten weniger rosig sind und die Reihen der Redakteure und Korrespondenten gnadenlos dezimiert werden, wie es schon einmal geschah?

Bei SPRINGER sind die Verhältnisse halbwegs klar: Von den Redakteuren wird ein Bekenntnis zu einer Reihe von Grundprinzipien gefordert, die das Gewissen eines vernünftigen und offenen Geistes kaum belasten. Neuerdings wird freilich auch die Treue zur Allianz mit Amerika gefordert. Das müsste nicht verkehrt sein – regte sich nicht gelegentlich ein Zweifel, ob die Herren in den höchsten Etagen des Konzerns davor gefeit sind, die Regenten im Weißen Haus mit den Vereinigten Staaten zu verwechseln. Die Fairness gebietet, hier den Namen von Alan Posener zu nennen, für die Meinungsseite der WELT AM SONNTAG verantwortlich, der mit seinem schnaubenden Zorn über eine der unerträglichen Entgleisungen der BILD-ZEITUNG

»Wäre es denkbar, dass ein unangepasster Charakter wie Cohn-Bendit in das F.A.Z.-Herausbergremium berufen würde?«

nicht an sich halten konnte, sondern sein Verdikt in einer *Internet*-Glosse vor aller Welt und vor allem für die Leser im eigenen Hause offenbarte. Kai Diekmann, der BILD-Chef, schäumte vor Wut. Die Glosse verschwand aus dem Netz, doch dem couragierten Posener wurde der Stuhl nicht vor die Tür gestellt. Das ehrt den Konzernchef. Sein Haus braucht Redakteure von diesem Schlag. Diekmann, der BILD-Chef, scheffelt zwar die Millionen ins Haus, doch für moralische Fragen ist er nicht zuständig. Nur an die peinliche Szene zu denken, als der BILD-Regent auf dem Petersplatz zu Rom dem Heiligen Vater, unserem Benedikt, mit frommer Ministrantenmiene eine goldene Bibel überreichte...

Der BILD-Chef ist, wie man wohl weiß, mit Frank Schirmmacher, dem Hauptherausgeber der F.A.Z. – zweifellos der mächtigste Mann des deutschen Journalismus – aufs Engste verbunden. Die Kooperation des ungleichen Paares funktioniert auf Anruf. Hinzu gesellt sich Stefan Aust, der SPIEGEL-Kommandeur, der zusammen mit Schirmmacher eine prominente Interview-Serie bestritt. In der F.A.Z., versteht sich, kein kritisches Wort über BILD, SPRINGER überhaupt, oder den SPIEGEL. Im SPIEGEL kein Hauch der Bosheit, was die Frankfurter oder Berliner Bruderschaft angeht. Nur die noch halbwegs linksliberale SÜDDEUTSCHE und die ZEIT haben sich der Gesellschaft zur Förderung gegenseitigen Wohlwollens nicht

unterworfen – siehe die gepfefferten Interventionen von Gustav Seibt in der SZ, von Michael Naumann und Giovanni di Lorenzo in dem Hamburger Intelligenzblatt. Der Verzicht auf Kritik fällt im sacht entpolitisierten SPIEGEL ohnedies kaum mehr auf. Die brillanten Federn, über die das Blatt zuhauf verfügt, kommen nur noch selten zu Wort, vermutlich weil sie dem Prozess der schleichenden Popularisierung den Weg verstellen. Das gilt leider auch für die Wochenend-Beilagen der großen Blätter. Schirmmacher schloss einen gloriosen Frieden mit Alice Schwarzer und ihrem Primär-Feminismus durch den Vorabdruck ihres fulminanten und zugleich so merkwürdig abgestandenen neuen Buches. Dank der Kanzlerin und der tapferen Ministerin Ursula von der Leyen ist die unerschrockene Kämpin ohnedies näher an die CDU, ja die CSU gerückt, als sich dies Edmund Stoiber in seinen schlimmsten Alpträumen jemals hätte vorstellen können. Wo aber Frank Schirmmacher witternd den feuchten Finger hebt, ist Kai Diekmann von BILD nicht weit – und siehe da, schon prangt Frau Schwarzer an Litfasssäulen und Bushaltestellen, um unter dem markanten Satz »Jede Wahrheit braucht eine Mutige, die sie ausspricht« für das Blatt zu werben, dem sie laut TAZ noch vor vier Jahren nachsagte, es treibe obszöne Kampagnen.

»Der Verzicht auf Kritik fällt im sacht entpolitisierten SPIEGEL kaum mehr auf.«

Gegen dieses Interessenkartell muckt so rasch keiner auf. Die Konkurrenten ziehen es vor, in vornehmer Zagheit zu schweigen, auch das Radio und das Fernsehen, das manchmal noch auf den Medienseiten ins Gericht genommen wird, was freilich die Oberen der Anstalten kalt lässt, solange die heilig-unheilige Quote nicht gefährdet ist.

Stünde es unserem Berufsstand nicht gut an, sich selber – und der Konkurrenz – im Interesse der Qualität prüfend auf die Finger zu schauen? Früher pflegten sich die Zeitungen gegenseitig zu kontrollieren – oft in polemischen Scharmützeln, manchmal in wogenden Schlachten. Davon ist nichts geblieben. Keine blitzenden Säbel, keine funkelnden Dolche, kein schwarzes Tintenblut.

Wäre nicht vieles gewonnen, wenn sich die Zeitungen – wie übrigens auch die Fernseh- und Rundfunkanstalten – rascher für junge Begabungen öffneten und auf den Nachweis eines abgeschlossenen Studiums verzichteten? Angesichts der Länge deutscher Studiengänge sind die Neulinge sechszwanzig oder siebenundzwanzig, falls sie mit dem Doktor-Titel einher wallen wollen an die dreißig, bis sie anfangen dürfen, sich in unserem Gewerbe zurechtzufinden. Der akademische Abschluss besagt nicht das Geringste über ein journalistisches Talent. Wer könnte dies besser bezeugen als Frank Schirmmacher? Bildung vermittelt in der Regel nicht die Hochschule, sondern die Neugier, die Leselust, der Wissensdurst, das gescheite Gespräch, die Anschauung der Welt. Die Mitglieder unserer Profession erfahren bei jeder Reportage, dass sie dem Gesetz des *Learning by doing*, vielmehr des *Learning by writing* unterworfen sind. Also? Die Redaktionen sollten alle Türen für die Grünschnäbel aufreißen, die im Zweifelsfall jeden gestandenen Dr. phil. und jeden Prof. an die Wand schreiben. Journalismus ist ein junger Beruf, in dem man – mit einigem Glück, mit Passion und Zähigkeit – steinalt werden kann.